Gefoltert, gedemütigt, geflohen

Zehntausende Eritreer fliehen vor Gewalt und Entrechtung / Heute beginnt in Hannover für 200 Afrikaner ein neues Leben

VON PHILIPP HEDEMANN

„Weg oder sterben": Der Informatiker Habtu Russom (vorne) ist mehrmals vor der Folter in Eritrea geflohen. Jetzt sitzt er in einem äthiopischen Flüchtlingslager fest. Hedemann (2)

Mai-Aini. „Die Schweiz ist das Paradies. Dort möchte ich leben", flüstert Yonas. Der Mann liegt auf dem festgestampften Lehmboden, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, die Beine angezogen. „So haben sie mir im Foltergefängnis Arme und Beine zusammengebunden. Stundenlang. Sie nannten es ‚otto', Italienisch für ‚acht', weil der Körper eine Acht bildet", sagt Yonas mit kaum hörbarer Stimme. Tiefe Narben an Hand- und Fußgelenken zeugen von den Qualen.

Yonas wollte weg. „Weg oder sterben", flüstert er. Yonas ist nicht gestorben. Er ist weg. Weg aus Eritrea, weg aus einem der ärmsten und brutalsten Länder der Welt. Jetzt lebt er im Flüchtlingslager Mai-Aini im Norden Äthiopiens. Er ist nicht der einzige Eritreer, der bereit ist, sein Leben für den Traum von Freiheit und Sicherheit zu riskieren und die gefährliche Flucht zu wagen. Tausende enden wenige Kilometer jenseits der Grenze in Mai-Aini. Tausende haben sich vom äußersten Osten Afrikas bis Tunesien oder Libyen im Norden durchgeschlagen, in der Hoffnung, übers Mittelmeer nach Europa gelangen zu können. Die meisten sind in den Wirren des arabischen Frühlings dort hängen geblieben, arbeitslos, rechtlos, heimatlos, aussichtslos. Einige wenige werden heute vormittag in Hannover landen.

200 Eritreer, Somalier und Sudanesen aus dem tunesischen Flüchtlingslager Choucha werden dann vorübergehend ein neues Zuhause im Grenzdurchgangslager Friedland finden, bevor sie sich endgültig in Deutschland niederlassen. Insgesamt 900 Flüchtlinge will Deutschland von 2012 bis 2014 im Rahmen des sogenannten Resettlement-Programms aufnehmen. Es gibt Menschen eine Zukunftsperspektive, die in einem anderen Staat als Flüchtlinge anerkannt sind – dort aber aus eigener Kraft kein neues Leben aufbauen können. Es sind Menschen wie Yonas. Aber Yonas gehört nicht zu den Glücklichen. Yonas ist in Äthiopien hängengeblieben.

Der 36-Jährige landete im Foltergefängnis, weil er nach 14 Jahren Wehrdienst aus der eritreischen Armee desertierte und versuchte, in den Sudan zu fliehen. Nach einem Jahr und zwei Monaten Haft war er körperlich gebrochen – doch sein Wille, dem totalitären Regime von Präsident Isayas Afewerki zu entfliehen, war fest. Yonas desertierte erneut, versteckte sich vier Monate im Haus seines Onkels in der Hauptstadt Asmara. Dann wagte er einen zweiten Fluchtversuch. Diesmal mit einem Menschenschmuggler. 50 000 Nakfa, rund 2500 Euro, verlangte der „Pilot". Yonas' Freunde, denen die Flucht bereits gelungen war, schickten das Geld über informelle Kanäle aus Schweden, den USA und der Schweiz nach Asmara. Tagsüber versteckten Yonas und der Schlepper sich in Höhlen. Nachts wanderten sie, bedroht von Landminen und Grenzsoldaten, die ohne Warnung scharf schießen, bis sie den Merebe-Fluss, die Grenze zu Äthiopien, erreichten. Yonas watete allein durch den Grenzfluss, wurde sofort von äthiopischen Soldaten aufgegriffen und ins Flüchtlingslager Mai-Aini im Hochland gebracht.

Seit drei Jahren und vier Monaten lebt er nun dort. Er hatte nicht vor, so lange zu bleiben. Sein Freund Ambesajer, der Jahre vor ihm desertiert war, hatte es über den Sudan, Libyen und per Boot nach Italien und schließlich in die Schweiz geschafft. Seine Schweizer Handynummer hat Yonas in einem seiner zwei Handys gespeichert. Da sind fast nur Nummern in den USA, Kanada, Australien, Schweden, Italien, der Schweiz gespeichert. Zahlen als Beweis, dass ein anderes Leben möglich ist.

All diese Zahlen haben sich als leeres Versprechen erwiesen. Yonas sitzt fest.

„Seit Gaddafi gestürzt ist, glauben die Revolutionäre in Libyen, wir seien seine Söldner gewesen, und töten uns. Wer es über den Sinai nach Israel versucht, trifft oft auf Banditen, die uns töten, um unsere Organe zu verkaufen. Für eine Niere soll es Tausende Dollar geben. Mein Freund hat gesagt, ich soll es nicht versuchen. Zu gefährlich", sagt Yonas. Er bleibt. Bis auf Weiteres.

Auch Habtu Russom hat es in Eritrea nicht mehr ausgehalten. Sieben Jahre lang versuchte der Informatikstudent, zu fliehen, immer wieder landete er in Foltergefängnissen, mehrmals wäre er beinahe gestorben, einmal hätte er es fast nach Europa geschafft. Fast.

Bei seinem vorerst letzten Versuch überquerte Russom zu Fuß die sudanesische Grenze. Auf der anderen Seite traf er Menschenhändler. 300 Dollar, die er sich von seiner Familie geliehen hatte, zahlte er den Schmugglern, damit sie ihn in die Hauptstadt Khartoum bringen. Dort werde er gut bezahlte Arbeit finden oder könne die Reise nach Europa fortsetzen, hatten die Geschäftemacher ihm erzählt. 24 Männer und Frauen, die auf das Versprechen reinfielen, pferchten sie auf der Ladefläche eines Pick-ups zusammen. Die menschliche Schmuggelware deckten sie mit einer Plane ab, und rasten fernab der Hauptstraßen nach Westen, nach Khartum. „Eine Frau erstickte unter der Plane. Sie hieß Tsigue. Sie war 24 Jahre alt", erzählt Russom.

In Khartoum zahlte der Student anderen Schmugglern 1000 Dollar. Dafür sollten sie ihn an die libysche Küste bringen. 38 Menschen pferchten die Menschenhändler diesmal auf einem Pick-up zusammen. Nach drei Tagen brach das Auto in der Wüste zusammen. 15 Tage dauerte es, bis die schwer bewaffneten Gangster die nötigen Ersatzteile beschafft und den Wagen wieder flottgemacht hatten. Nachts vergewaltigten sie die Frauen, während Komplizen die Ehemänner mit Kalaschnikows in Schach hielten. Zwei Frauen und sechs Männer überlebten die Höllenfahrt nicht, ihre Leichname wurden einfach von der Ladefläche gestoßen.

Doch das Schlimmste sollte noch kommen. In der Nähe der libyschen Küstenstadt Zliten ging Russom nachts an Bord eines schrottreifen Fischerboots. 518 andere Flüchtlinge will er gezählt haben. Nach rund 20 Stunden Fahrt geriet das überladene Boot in einen Sturm und in Seenot. Weil der irakische Kapitän und seine drei Besatzungsmitglieder kein Wort Englisch sprachen, musste Russom per Funk einen Notruf absetzen. „Nach mehreren Stunden kamen endlich mehrere Schiffe. Doch sie hatten Angst vor uns. Erst als die Frauen die Babys in die Höhe hielten, nahmen sie uns an Bord", erinnert Russom sich.

„Mein Vater hat mir versprochen, dass er mich nachholt. Dann flieg ich mit einem Flugzeug nach Europa."

Yordanos, 15 Jahre, Flüchtling

Die Flüchtlinge kamen auf Malta in Abschiebehaft, wurden trotz Hungerstreiks nach Asmara geflogen. Als der Deserteur wieder in dasselbe Gefängnis eingeliefert wurde, in dem er vor seiner Flucht einsaß, begrüßten die Folterschergen ihn mit „Willkommen daheim!". 2009 gelang dem jungen Mann erneut die Flucht. Diesmal blieb er im Flüchtlingslager in Äthiopien. Die Odyssee durch die Wüste und übers Meer will er nicht noch einmal wagen. Wie die anderen rund 15 000 Bewohner des Lagers Mai-Aini hofft er, dass der eritreische Diktator Afewerki irgendwann gestürzt wird. Dass er irgendwann zu Hause das findet, was er sich von Europa erträumt hat, eine Chance auf ein Leben in Sicherheit, in einem demokratischen Eritrea.

„Die Flüchtlinge im Lager hören viel zu selten Geschichten von gescheiterten Fluchtversuchen. Sie kriegen immer nur mit, wenn einer es nach Europa geschafft hat und Geld nach Eritrea schickt", beklagt Andemariam Yemane. Der 26-Jährige weiß, ohne nachzurechnen, dass er seit 1217 Tagen in Mai-Aini lebt. Fünfmal in der Woche informiert der ehemalige Journalismusstudent die Flüchtlinge per Lautsprecherdurchsagen über Neuigkeiten aus dem Lager und der Welt. Heute berichtet er unter anderem, dass das International Rescue Committee im Lager kostenlos Damenbinden verteilt und von den Kreditverhandlungen für Griechenland. Fast jeden Tag warnt er auch vor den Gefahren der Flucht. „Die Leute denken, alles wird gut, wenn sie es nur nach Europa schaffen. Ich sage ihnen, dass auch das Leben als illegaler Einwanderer im Paradies die Hölle sein kann", sagt der Journalist.

Die meisten Flüchtlinge sind jüngere Männer. Doch auch Kinder sind dabei, Jugendliche ohne Schutz, ohne erwachsene Begleiter. Yordanos Tewelde ist vor eineinhalb Jahren aus Eritrea geflohen. Da war sie gerade mal 13 Jahre alt. Sie wollte zu ihrem Vater in die Schweiz. Als sie im Lager davon hörte, dass viele Frauen auf der Flucht durch die Wüste vergewaltigt werden, entschloss sie sich, im Flüchtlingslager zu bleiben. Vorerst.

Alle zwei Wochen telefoniert Yordanos mit ihrem Vater, alle zwei Monate schickt er ihr 100 Dollar. „Mein Vater hat mir versprochen, dass er mich nachholt. Er will mit der Botschaft in der Schweiz sprechen. Dann kann ich mit einem Flugzeug zu ihm fliegen und muss nicht durch die Wüste", sagt das Mädchen. Seitdem der Vater gesagt hat, dass sie gut ausgebildet sein muss, um in der Schweiz einen Job zu finden, lernt Yordanos eifrig Englisch, denn: „In Europa möchte ich in einem Büro arbeiten. An einem Computer." Es bleibt ein Traum. Die Chancen auf Familienzusammenführung tendieren gegen null.

NACHGEFRAGT

„Diese Menschen sollen Teil unserer Gesellschaft sein"

Ole Schröder, CDU, Parlamentarischer Staatssekretär

Herr Schröder, warum beteiligt sich Deutschland am Resettlement-Programm von UN und EU?

Um dem UN-Flüchtlingshochkommissar mehr Planungssicherheit zu verschaffen, haben wir uns entschieden, jedes Jahr 300 Flüchtlinge aufzunehmen. Es handelt sich um Menschen, die in besonders schwierigen humanitären Verhältnissen leben und besonders schutzbedürftig sind.

In Nordafrika gibt es davon derzeit Zehntausende. Warum nimmt Deutschland jetzt nur 300 auf?

Wir haben uns mit den Bundesländern auf diese Größenordnung geeinigt, da auch die erforderlichen Unterbringungsmöglichkeiten gegeben sein müssen. Wir sind darüber hinaus bereit, im Bedarfsfall über Ad-hoc-Programme freiwillig mehr Flüchtlinge aufzunehmen.

Woher kommen die Flüchtlinge?

Es sind Schwarzafrikaner aus dem Sudan, Eritrea und Somalia, die in Libyen gearbeitet haben und während des Bürgerkriegs nach Tunesien geflüchtet sind. Dort können sie nicht bleiben und eine Möglichkeit, nach Libyen oder in ihre Heimat zurückzukehren, besteht nicht.

Und nach welchem Schlüssel erfolgt die Unterbringung in den Bundesländern?

Nach dem klassischen Königsteiner Schlüssel. Die großen Bundesländer wie Bayern und Nordrhein-Westfalen nehmen deutlich mehr Flüchtlinge auf als die kleinen.

Welche Perspektive haben die Menschen hier?

Sie haben die Chance auf einen dauerhaften Aufenthalt und den Aufbau einer neuen Existenz. Diese Menschen können fester Bestandteil unserer Gesellschaft werden.

Dafür braucht es oft auch Bindungen und Familie. Kritiker monieren, dass im Rahmen des Resettlement-Programms ein Nachzug von Familienangehörigen nicht vorgesehen ist.

Selbstverständlich haben die Menschen die Möglichkeit, im Rahmen des Familiennachzugs ihre Angehörigen nach Deutschland zu holen. Wir achten jedoch bei der Auswahl der Flüchtlinge bereits darauf, dass möglichst bereits familiäre Bindungen nach Deutschland bestehen. Zudem nehmen wir, so weit es geht, ganze Familien auf.

Wie muss man sich dieses Auswahlverfahren vorstellen?

Es ist sehr komplex. Der UNHCR, also das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, trifft eine Vorauswahl. Mitarbeiter des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge sowie des Bundesinnenministeriums machen sich dann ein Bild vor Ort und führen Gespräche. Zentrales Kriterium für die Auswahl ist die besondere Schutzbedürftigkeit.

Spielte die Situation der syrischen Bürgerkriegsflüchtlinge eine Rolle bei der Auswahl?

Nein, das hatte damit nichts zu tun. Es handelt sich um Menschen, die während des arabischen Frühlings fliehen mussten und die jetzt in großer Not sind.

180 000 Menschen sind bereits aus Syrien geflohen. Die Türkei riegelt die Grenze ab. Muss Deutschland hier nicht helfen?

Natürlich. Und Deutschland hilft bereits. Wir haben bereits 22 Millionen Euro zur Verfügung gestellt, das THW ist im Einsatz. Wichtig ist zunächst einmal die humanitäre Hilfe vor Ort. Die Menschen wollen nach Kriegsende möglichst schnell in ihr Land zurück.

Was muss passieren, damit Deutschland ein Flüchtlingsprogramm auflegt?

Wir beobachten die Situation vor Ort sehr genau. Sollte sich eine Situation ergeben, dass den vielen syrischen Flüchtlingen eine Rückkehr in die Heimat dauerhaft nicht möglich ist, werden wir uns für ein entsprechendes Hilfsprogramm einsetzen. Dieses Problem wird dann aber auch eine Dimension erreicht haben, dass es einer gesamteuropäischen Lösung bedarf.

Interview: Patrick Tiede

Fenster schließen

Ausschnitt drucken